



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Luise Hensel

Binder, Franz

Freiburg, 1885

18. Aachen und St. Leonhard. Die Anstalt. Nellesen. Gräfin Stolberg.
Wilhelm Hensel. Diepenbrocks Geistlicher Blumenstrauß. Luise im Kreis
ihrer Zöglinge. (1827 - 1832.)

urn:nbn:de:hbz:466:1-27634

18. Aachen und St. Leonhard.

(1827—1832.)

Die Anstalt. Nellesen. Gräfin Stolberg. Wilhelm Hensel.
Diepenbrocks Geistlicher Blumenstrauch. Luise im Kreis
ihrer Zöglinge.

In den letzten Tagen des Juni 1827 traf Fräulein Hensel in Aachen ein, und am Feste der Heimsuchung Mariä — 2. Juli — trat sie ihre Stelle an der Erziehungsanstalt zu St. Leonhard an¹. Es harrte ihrer eine Aufgabe, welche Besonnenheit und Energie erheischte, und sie ging sofort muthig an's Werk. Am Tage ihres Eintrittes schreibt sie dem Bruder von ihrem neuen Bestimmungsort²:

„Du wirst indessen einen Brief von mir erhalten haben, worin ich Dir sagte, daß ich den dringenden Bitten einer Schulbehörde hier in Aachen nachgegeben, und eine Lehrstelle bei der Realschule, die mit einem Töchterpensionat verbunden ist, angenommen hätte. Ich bin nun wirklich seit einigen Tagen hier, kann Dir aber doch noch wenig sagen, da eine so wunderliche Wirthschaft hier im Hause war, daß wir erst stückweis alles Gute, Schöne oder Brauchbare aus altem Gerümpel und Schutt (sowohl moralisch als physisch gemeint) heraussuchen müssen³. Ich kenne noch keines meiner jetzigen Kinder, die noch etwas scheu und förmlich sind, was nach und nach wohl abfallen wird. Die Rätthin Nicolay, meine jetzige Vorsteherin, ist sehr liebenswürdig und fromm. Bete für uns

¹ Tagebuch S. 336.

² Aachen, 2. Juli 1827.

³ In ihren Aufzeichnungen (bei Reinkens S. 221) bemerkt Luise: „Es handelte sich darum, aus einer in einige Unordnung gerathenen französischen Anstalt eine deutsche, den Forderungen der Zeit und den preußischen Schulgesetzen entsprechende Schule zu machen.“

Binder, Luise Hensel.

beide; es gibt noch mühevollere Tage für uns, und ich sehe immer mehr ein, daß es leichter ist, zwei Erziehungshäuser zu stiften, als ein vernachlässigtes in Ordnung zu bringen. Gott wolle uns stärken und erleuchten. Ein großes Glück haben wir hier; wir wohnen nämlich mit dem heiligen Sakrament unter einem Dach; um dieses Heils willen kann man ja schon etwas Mühe, Arbeit und Verdruß ertragen. Ich hoffe, Du besuchst mich hier in St. Leonhard.

„Rudolf habe ich wohl und auf gutem Wege verlassen. Der gute Kaplan Hensing pflegt geistig und körperlich seiner mit väterlicher Treue. Er grüßt Dich herzlich und brüderlich. Auch Gräfin Stolberg, von der mir der Abschied auch recht hart war, grüßt herzlich.“

Luiſe Henſel ſtand jezt im 30. Lebensjahre, in der Vollkraft ihrer ſchönen Fähigkeiten. Ihr ganzer Bildungsgang befähigte ſie zu der übernommenen Aufgabe in vorzüglichem Grade. Ruf und Beruf trafen hier glücklich zuſammen. Sie beſaß eine natürliche, durch ihre ideale Richtung erhöhte Anlage für die Kunſt der Erziehung. Aus der Unterrichts-Thätigkeit in Berlin, in MÜNSTER und DÜSSELDORF, in SONDERMÜHLEN und WIEDENBRÜCK, ſtand ihr bereits eine reiche pädagogiſche Erfahrung zur Seite. Eine gute Vorſchule war zuletzt noch die viermonatliche Aushilfe in Marienberg geweſen. Wenige Lehrerinnen verfügten außerdem über einen ſolchen Schatz vielſeitiger Kenntniſſe, wie Luiſe Henſel, welche nicht bloß in Geſchichte und Geographie, Literatur und Sprachen bewandert war, ſondern auch mit verſchiedenen Zweigen der Naturwiſſenſchaften, namentlich Aſtronomie, Phyſik und Naturgeſchichte, ſich ernſtlich beſchäftigt hatte. Das Alles aber vereinigte ſich in einem durch und durch ſelbſtändigen, klaren und für die Sache begeiſterten Charakter. Schlüter ſagt: „Ihre Menſchen- und Herzenskenntniß und ihre darauf baſirte Klugheit bei Erziehung und Unterricht der Kinder, namentlich in moraliſcher Hinſicht, hatte etwas Geniales, ohne im mindeſten extravagant zu ſein . . .“

Dem Werk, welches sie übernahm, gehörte sie ganz, und dennoch stand sie besonnen darüber.“¹

Daß sie den entgegenstehenden Schwierigkeiten gewachsen war, trat schon nach kurzer Zeit an den Tag. Es muß in der That ein Segen über ihrem Thun gewaltet haben: die Anstalt gedieh, die Zahl der Schülerinnen wuchs, ein frischer Geist ging belebend durch die Räume von St. Leonhard. Schon nach Verfluß eines halben Jahres hörte Gräfin Stolberg mit freudigem Wohlgefallen, wie „Gott durch sie großen Segen verbreite“. „Daß Er das thut, meine Luise, dafür bürgt mir die öffentliche Stimme; von mehreren Seiten wird dasselbe gesagt . . . Wie beneide ich Sie — wenn ich so etwas ohne Sünde beneiden dürfte — wie freue ich mich für meine geliebte Luise, daß Er sie ausersehen hat, etwas für Ihn zu thun, Ihm junge Seelen, die Er erlöst hat, damit sie Ihn ewig lieben sollen, zuzuführen!“ (Sondermühlen, 3. Dec. 1827.)

Die ihr anvertrauten Kinder dem großen göttlichen Kinderfreunde zuzuführen, das war in Wahrheit ihr erstes Augenmerk und höchstes Glück.

Gegen den Schluß des Jahres kann auch Luise selbst ihrer Berliner Freundin von dem guten Fortgang berichten, und „wie Gott sie reichlich mit Freud und Leid beschenkt“. „Wärst Du doch einmal hier,“ ruft sie, „o wie herrlich wäre das! Wie wollten wir einander so manches mittheilen, das uns erbauen und freuen würde. Gewiß wäre es auch Dir wohl in unsern Räumen, in unserm Kirchlein, in unserm schönen Garten. Aber freilich würde der große, lärmende Schwarm unsrer Töchter Dir nicht angenehm sein.“²

Auch mit ihrer Umgebung bezeigt sich Luise zufrieden. An der Frau Rätthin Nicolay, welche die Leitung des Pensionats, einer städtischen Anstalt, übernommen, hatte sie eine sanfte,

¹ Briefe, Borm. VIII.

² Aachen, den 30. Dec. 1827. An Emilie Piaste in Berlin.

gefällige Vorsteherin. Dieselbe war die Wittwe des Medicinalraths Nicolay in Münster, von wo sie nach dem Tode ihres Mannes nach Aachen übergesiedelt war. Neben Luise Hensel, welche als erste Lehrerin Geschichte, Deutsch und Französisch zu lehren hatte, wirkten noch sechs Lehrerinnen an der Anstalt, unter denen, wie es scheint, Rosina Liese aus Bocholt, elf Jahre jünger als Luise, ihr am meisten vertraut und ergeben war; stammte dieselbe ja aus der Heimath ihrer geliebten A. Diepenbrock. Was aber endlich besonders dazu beitrug, ihr die neue Stellung angenehm zu machen, war der Umstand, daß sie in dem Pfarrer L. A. Nellesen zu Aachen wieder einen vortrefflichen Seelenführer gefunden, den sie hoch verehren lernte. Wiederholt gedenkt sie dessen in ihrem Tagebuch in Worten voll Dankbarkeit. Daß der Heiland ihr „einen so treuen Vater und Führer gegeben“, das betrachtet sie als „ein Zeichen seiner nicht zu ermüdenden Liebe und Treue“¹. Dr. Nellesen, Oberpfarrer zum hl. Nicolaus in Aachen, hat sich als homiletischer Schriftsteller einen Namen gemacht. Im Jahre 1858 feierte er sein 50jähriges Priesterjubiläum.

Einigen weitem Aufschluß über die Verhältnisse, in die sie getreten, enthält ein Brief Luisens an ihre Mutter, welche sich um ihre äußere Lage nicht ohne Besorgniß erkundigt hatte. Es war vier Monate nach ihrem Eintritt²:

„Wie herzlich danke ich Dir für Deine lieben beiden Briefe, Dein schönes Lied, Deine herzlichen Gebete und Thränen — ja für Alles, Alles, was Du mir je geschenkt hast, liebe treue Mutter! . . . Jetzt will ich Dir aber auch zur Beruhigung in Hinsicht meiner Lage sagen, was ich glaubte Dir schon längst gesagt zu haben; verzeihe, daß ich aus Zerstreuung es vergaß und Dich in Unruhe versetzte. Die Rätthin ist eine liebe, sanfte und demüthige Frau. Meine Stellung zu ihr ist gar nicht

¹ Tagebuch S. 339. 337. 341. 342.

² Aachen, den 18. Nov. 1827.

schwer; ich möchte sogar, daß ich mehr abhängig von ihr wäre als sie es will; denn ich halte sehr viel auf den Gehorsam und finde, daß derselbe uns den Weg zum Himmel sehr erleichtert. — Gehalt bekomme ich 250 Rth., habe freie Wohnung, Heizung, Licht und bezahle an die Rätthin nur ein sehr billiges Kostgeld, nämlich 50 Rth. Du siehst wohl, liebe Mutter! daß ich in der Folge (dafern ich länger als Ostern hier bleibe) die Freude haben kann, Rudolfs Pension wieder selbst zahlen und Dich noch unterstützen zu können; ich hatte mir dieß Glück schon geträumt von Michaeli an genießen zu können, fand aber leider, daß ich für den herannahenden Winter einer neuen anständigen Kleidung bedurfte, um als erste Lehrerin der Anstalt keine Schande zu machen . . . Mein lieber Beichtvater grüßt Dich herzlich. Ich habe ihm, dem ich alles mittheile, was mir lieb und wichtig ist, Deine beiden letzten Briefe gezeigt, die ihn innig gerührt haben. Er hat auch schon eine heilige Messe für Dich gelesen, daß Gott Deine abnehmenden Kräfte wieder stärken und Dich uns noch lange erhalten wolle. Er nimmt an Allem den aufrichtigsten Antheil, was Euch, Ihr Geliebten! betrifft, und sein großes und frommes selbstloses Herz lebt, sorgt und betet mehr für den Nächsten als für sich selbst. Ich kann Gott nicht genug danken, daß Er mir in diesem Mann einen so frommen und treuen Führer und Freund geschenkt hat. Möge seine Leitung meiner Seele doch recht heilsam sein!

„Aus einer Stelle Deines vorletzten Briefes, liebe Mutter, scheint es mir, daß Du mich für schwermüthig hältst, und glaubst, ich behandle unsere Kinder zu streng. Diese Furcht ist aber nicht begründet, gewiß nicht. Mein Gemüth ist, trotz aller Sorgen und Mühen, die auf mir lasten, heiter, ruhig und mit Gottes Fügung zufrieden. Anders als freundlich und liebevoll pflege ich auch mit unsern Töchtern nicht zu sprechen; denn selbst beim Ermahnen, Tadeln und Strafen habe ich mir dieß zum Grundsatz gemacht. Wir haben uns auch gegenseitig mütterlich und kindlich lieb, und so oft ich kann, theile ich mit

ihnen die Spielstunden und laufe oder springe kindisch mit ihnen im Garten herum. Doch ich muß schließen . . . Unsere Töchter haben sich Deines Grußes gefreut und erwidern ihn sehr dankbar. Manche von ihnen macht mir schöne Hoffnungen. Gott erfülle sie!"

In ihrer Anhänglichkeit an die Gräfin Stolberg hatte Luise Hensel sich bei St. Leonhard nur provisorisch anstellen lassen; die Aufgabe, die sie übernommen, war zunächst, die Schule einzurichten und in Gang zu bringen. Dann — so war ihr Plan — wollte sie wieder zu der mütterlichen Freundin nach Sondermühlen zurückkehren und als ihre „Seelengehilfin“ bei ihr bleiben, bis die Klosterpforte sich ihr öffnen würde — das Kloster, es wollte noch immer aus dem Reiche ihrer Wünsche und Träume nicht weichen! Allein schon gegen den Jahreschluß erklärte man ihr, daß sie die Anstalt nicht verlassen könne, ohne deren Fortdauer in Frage zu stellen. Als Gräfin Stolberg davon hörte, konnte ihr Entschluß nicht zweifelhaft sein. So sehr sie nach ihrer „Herzensluise“ verlangte, war sie doch bereit zu verzichten, wenn der mit den Verhältnissen und Personen vertraute Pfarrer Kelleßen in Aachen es für nöthig erachte; seinem Urtheil wollte sie sich unbedingt unterwerfen. Das Urtheil des gewissenhaften Mannes lautete für Bleiben, und die Gräfin fügte sich mit jener schönen Ergebung, die ihres Charakters so würdig war. Ihr Brief an Luise Hensel ist ein Spiegel dieser edlen Gesinnung.

„Mich hatte“ — schreibt sie¹ — „nach Ihrem Briefe verlangt, meine geliebte Luise, dessen entscheidenden Inhalt ich erwartete. Befremdet hat er mich nicht, wenn er mir auch wohl wehe gethan hat; denn ich habe meine Luise sehr lieb, und wenn es Gottes Wille gewesen wäre, mir wie dem Adam eine Seelengehilfin zu geben, die um mich seie, so wäre das eine freundliche Gabe mehr seiner Liebe auf den letzten Theil

¹ Sondermühlen, den 14. Jänner 1828.

meines Weges hienieden gewesen. Er weiß aber wohl, daß es für mich gut ist, allein zu sein, und das weiß ich im Grunde auch wohl, denn ich muß absterben, und jeder Genuß führt mich gar zu leicht von der Liebe zum Willen meines Gottes ab. Es ist also für mich gut, und in Absicht auf Sie, meine Luise, finde ich die Entscheidung des Pfarrers Mellessen vollkommen in der Ordnung und möchte ihm danken. Denn es ist meiner geliebten Luise gewiß besser, ja ich möchte sagen, nothwendig, einen bestimmten Lebensberuf zu haben, der ihren Kräften angemessen sei — und diesen hat Ihnen Gott ja gleichsam selbst angewiesen und durch das dringende Verlangen derjenigen, die darüber zu entscheiden haben, ausgesprochen, wie durch den Rath Ihres väterlichen Gewissensführers, der ein trefflicher lieber Mann sein muß.

„Meine geliebte Luise,“ fährt sie, von ihrem mütterlichen Rechte Gebrauch machend, seelenkundig fort, „muß nun auch ganz offen und wahrhaft folgsam mit ihm sein, und den betretenen Weg standhaft und kräftig fortgehen, ohne sich durch Scrupel, kleine Einfälle und was unserm Geschlechte eigen ist, irre machen zu lassen¹. Je einfältiger wir werden, je tiefer wird unser Frieden — denn dann sehen wir nur auf Gottes Willen und wollen nur den, und der ist sehr einfach . . . Wiedersehen werden wir uns gewiß, meine Luise. Wann?

¹ Gräfin Stolberg hegte ernste Zweifel an dem Klosterberuf ihrer jungen Freundin. Das jahrelange Hangen und Schweben und Schwanken erschien ihr für die Natur derselben störend und nachtheilig, und sie ließ es an freundschaftlichen Warnungen, an mütterlichen Mahnungen nicht fehlen. Schon im Jahre 1826 rieth sie ihr, mit fester Resignation einmal von ihrem Lieblingswunsch sich loszumachen und frischweg einen andern Lebensweg ins Auge zu fassen. „Mich dünkt,“ bemerkt sie dazu, „bei diesem Ihrem Beginnen, was gewiß aus Liebe zu Gott und zu dem Nächsten kam, haben manche Hindernisse angedeutet, daß Gott mit dem Willen zufrieden die Ausführung nicht haben wollte.“ — Auch in Aachen wurde ihr Aehnliches gesagt; s. Tagebuch S. 358.

wo? auf wie lange, das weiß Gott, aber ich habe die feste Zuversicht, daß ich meine Luise wiedersehe . . . Ich bin jetzt allein mit Paula, die manches Gute und Liebenswürdige immer mehr entwickelt. Sonnabend, so Gott will, gehen wir über Rudhausen nach Münster, wo ich den Montag anzukommen gedenke. Gott wolle diesen Aufenthalt für Paula heilsam sein lassen; die völlige Einsamkeit hier ist ihr auch nicht gut . . . Gott segne die lieben Seelen, die Er Ihnen anvertraut hat, und erleuchte, kräftige Sie, milde das Harte, sänstige durch heilige Liebe — gebe uns Allen Seinen Frieden. Meine geliebte Schwester und Freundin umarme ich mit herzlichster Liebe, Gott nehme uns in Seinen gnädigen Schutz. Ihre S. St.“

Als Luise Hensel der Gräfin zum Ersatz in ihrer Einsamkeit eine Freundin zugesellen wollte, antwortete ihr die edle Frau mit liebevoller Anmuth: „Liebe Luise! Eine Gesellschafterin kann ich nicht brauchen; es war mir um eine Tochter zu thun — die wären Sie mir gewesen!“ So waren denn diese Tage der Entscheidung für Luise Hensel reich an schmerzlichen Kämpfen. Doch blieb ihr wenigstens das tröstliche Bewußtsein, daß das Haus der gräflichen Freundin in allen Fällen ihr als Zuflucht offen stehe. „Zeigt es sich früher oder später“ — so hatte ihr die Gräfin geschrieben — „daß Gott Sie nicht mehr in Aachen haben will, dann, meine Luise, kommen Sie wieder zu Ihrer alten einsamen Freundin, die sich oft nach Ihnen sehnt und auch getrennt in Geist und Herz innigst vereint mit Ihnen fortlebt.“

Fräulein Hensel blieb also im Leonhardsstift zu Aachen und wirkte in dem übernommenen Berufe die folgenden vier Jahre standhaft und unverdrossen weiter, und ward, wenn gleich nicht die Leiterin, doch die Seele des dortigen Erziehungswesens.

Im Herbst 1828 kehrte Maler Wilhelm Hensel, nach einem fünfjährigen Aufenthalt in Italien, aus Rom in die deutsche Heimath zurück. Er nahm seinen Weg über München und Bamberg, und Luise Hensel eilte in's bayrische Frankenland, um den Reisenden auf der Heimfahrt nach Berlin zu begrüßen. In Bamberg feierte sie das so lang ersehnte Wiedersehen mit dem geliebten Bruder. Sie hatten sich seit neun Jahren nicht mehr gesehen; in einem gemeinsamen Briefe an die in Schlesien weilende Mutter und Schwester gaben sie der Wonne ihres seligen Beisammenseins Ausdruck¹. „Wie habe ich mich Eurer Freude gefreut,“ antwortet Schwester Minna, „jedes Wort Eures Briefes athmete ja die reinste Seligkeit.“

Während dieses kurzen Beisammenseins in Bamberg nahm Wilhelm Hensel eine flüchtige Porträtskizze seiner Schwester in sein Maler-Album auf. Die Ähnlichkeit der Zeichnung mußte sehr sprechend sein, da sie Luisens Jugendfreundin in Berlin beim ersten Anblick Thränen entlockte. „Die Sehnsucht nach Dir,“ schreibt Emilie Piaste, „die mir bis hieher immer auf gleiche Weise zur Seite gestanden hat, war in diesem Augenblick so angefaßt, daß alles, was mir sonst noch nahesteht auf Erden, mir fast entrückt war, und so war ich nur mit Dir, mit der wehmüthigen Erinnerung an unser früheres Zusammenleben, mit der gegenwärtigen schmerzlichen Unwahrscheinlichkeit, Dich auf Erden je wieder zu sehen, beschäftigt.“

„Was mich außerdem,“ fährt dieselbe Berliner Freundin fort, „noch äußerlich mit Dir in Verbindung gebracht hat, war, daß ich neulich viel mit der Frau des Professor Jarcke gesprochen habe. Ihre Aussage stimmt mit der Deines Bruders darin überein, daß Beide versichern, Dich sehr heiter gefunden zu haben. O wie freue ich mich in tiefster Seele darüber!“²

¹ Der Brief ist leider nicht mehr vorhanden, ebenso wie ein ungefähr gleichzeitiger an Clemens Brentano.

² Aus Berlin, 22. Aug. 1829.

Als Clemens Brentano im Spätsommer 1828 von seiner Schweizerreise, die er in einem seiner Briefe an Luise Hensel so anschaulich schildert, über Lindau und München nach Warburg, der Sommerresidenz des lebenswürdigen Bischofs Sailer, bei Regensburg kam und dort „drei Wochen wie im Vorhimmel bei dem frömmsten, friede- und liebevollsten, kindlichsten Priesterreise, Freude nehmend und gebend“ verbrachte, fand er seinen Freund Melchior v. Diepenbrock, der bei Sailer die Dienste eines Sekretärs versah und „viele wichtige Geschäfte mit ungemeinem Talent und großer geistlicher Gewandtheit“ führte, gerade mit der Sammlung und Uebersetzung geistlicher Gedichte beschäftigt, welche er auf Sailer's Wunsch herauszugeben im Begriffe stand.

„Er hat“ — so schreibt Brentano an Luise Hensel — „eine bedeutende Menge der herrlichsten geistlichen Lieder aus dem Spanischen übersezt und dazu ein vortreffliches allegorisches Festspiel von Calderon; von Sailer aufgefordert, weil ein Bedürfniß nach solchem ist, werden sie gedruckt¹. Und da Deine Lieder theils schon im Katholiken gedruckt waren und auch in einigen Schweizer-sammlungen, so hat er sie, was er davon erhalten konnte, gesammelt, und schließt sie der höchst würdigen Sammlung namenlos an. Alles, was im mindesten persönlich erscheint, wird ausgemerzt und mit großer Delicatesse verfahren. Er wird Dir nächstens selbst schreiben.“

Bei dieser Arbeit war Brentano, der ja ihre frühesten Lieder der Diepenbrock'schen Familie in Abschriften mitgetheilt und weitere in Händen hatte, mitbehilflich, und beide hatten ihr Wohlgefallen daran, wie die Lieder durch die leisen Striche an allgemeinem Werth gewannen: „Sie stehen nicht mehr als Ergüsse von persönlichen Leiden da, einige sind gewissermaßen Parabeln und Balladen geworden. Das Buch wird Dich mehr

¹ Bis hierher in den Ges. Briefen Brentano's, II. 220 abgedruckt. Das Folgende aus der Handschrift.

noch freuen können, als der Dom heiliger Sänger¹. Es war gut, daß es geschah; da sie abschriftlich in vielen Händen sind und viel gesungen werden, so war Gefahr, daß sie an unwürdigem Ort einmal abgedruckt erschienen . . . Appell hat die Besserungen gut gefunden, und doch verdankt Niemand diesen Liedern mehr als sie; sie gesteht noch gern, daß sie ganz davon erweckt wurde. Auch ich habe ihnen viel zu danken, wie Dir überhaupt, was ich Dir nie vergesse. Was mich betrübte, hast Du mir im ersten Traum bei Stägemanns vorausgesagt, und auch das hat Gott zum Guten gelenkt . . ."

Da Luise's Name im Verborgenen blieb, so erhob sie keinen Einwand gegen die Aufnahme ihrer Lieder. Ueberhaupt hatte sie der ganze Inhalt des Briefes und die darin waltende Stimmung gerührt, und so antwortete sie dem alten Freunde schon nach wenig Tagen²:

„Lieber Clemens! Ihr Brief ist mir ungemein lieb und tröstlich; Gott lohne es Ihnen. Es ist mir jetzt bei der Erinnerung an Sie, wie wenn ich einen trüben, regnigten Tag verlebt hätte und gegen Abend bräche unerwartet ein freundlicher Sonnenblick, ruhig Abschied nehmend, hervor. Man ist dann versöhnt mit dem ganzen Tage und geht beruhigter heim. Ich achte Sie herzlich und danke Ihnen für Vieles — und das durst' und that ich auch bis jetzt — nun darf ich aber auch wieder unbefangen als Ihre Freundin zu Ihnen sprechen, und das thut mir wohl. Vergessen wir beide die trübe Vergangenheit, deren Erinnerung uns nur weh thun, aber wol schwerlich nützen würde . . . Ihr Brief sagt mir so viel Interessantes; haben Sie Dank für Alles, Alles. Die Krankheit einer unserer Lehrerinnen hindert mich, Ihnen ausführlich zu antworten. Sobald ich einmal Zeit habe, schreibe ich Ihnen

¹ Von J. Peter Silbert. Mit Vorrede von Fr. Schlegel. Wien 1820.

² Aus St. Leonhard, den 18. Januar 1829.

einen recht langen Brief. . . . Wenn der gute Melchior auf diese Weise meine Lieder ungeändert, verbessert und mit Auswahl herausgibt, kann ich nichts dagegen haben. Nur wundert es mich, daß er diese Mühe übernahm. Auf die spanischen Lieder freue ich mich ungemein; ich habe mir einige derselben abgeschrieben und sie sind mir ein wahrer Genuß; ich finde sie ungleich schöner als die von Silbert übersetzten. — Gute Nacht, lieber Clemens! Ich gebe Ihnen von Herzen die Hand und bin Ihre L."

Die von Melchior Diepenbrock veranstaltete Sammlung erschien im Frühjahr 1829 unter dem Titel „Geistlicher Blumenstrauß“¹ und fand eine ungemein warme Aufnahme. Die Lieder der verborgenen „L. H.“ bildeten nicht den geringsten Schmuck derselben; der geistvolle Herausgeber selber hatte die aufrichtigste Freude daran, und wo sie hinkamen, erquickten sie die für religiöse Poesie empfänglichen Gemüther. „Melchior schreibt mir,“ meldet Brentano, „daß diese Lieder [Luisens] jedermann entzücken, und auch der Minister Schenk schreibt ganz berauscht davon; von ihm [Eduard von Schenk] sind die Lieder vor den Deinen.“²

Brentano bewahrte aus der Berliner Zeit immer noch Blätter aus Fräulein Hensels Tagebuch, welche diese in den Tagen ihrer jungen Seelenkämpfe niedergeschrieben und dann eines Tages dem Dichter anvertraut hatte in der Absicht, ihn über ihre Gesinnung und Gemüthsstimmung in's Klare zu setzen³. Jetzt, da er, im Begriffe Koblenz zu verlassen und nach Frankfurt überzusiedeln, seine Habseligkeiten ordnete, schied er diese Papiere aus und schickte sie — Samstag vor Pfingsten

¹ Geistlicher Blumenstrauß aus spanischen und deutschen Dichtergärten, den Freunden der christlichen Poesie dargeboten. Sulzbach 1829. 12^o.

² Aus einem Briefe Brentano's, datirt Coblenz, Samstag vor Pfingsten 1829.

³ Vgl. Tagebuch S. 83—86.

1829 — der Freundin zurück. Sein Brief trägt den Charakter der Wehmuth, die ihn an diesem wie an jedem Wendepunkte erfüllte. „Noch jetzt,“ bemerkt er in diesem Begleitschreiben, „gebe ich Dir diese Blätter mit Angst zurück, sie möchten Dich nochmals in Deiner Ruhe stören; ich bitte zu Gott, daß Du weise seist und ruhiger als sonst — ich hoffe, Du weidest Dich nicht an diesen alten Seelenwirren und gibst sie dem Feuer. Mir waren sie immer eine Last, aber ich barg sie aus Sorge für Deine Ruhe; Gott gebe, daß Du jetzt über alles das hinaus bist. — Meine Schrift über die barmherzigen Schwestern und das hiesige Hospital ist fertig, ich gehe nach Frankfurt sie drucken zu lassen. Ich verlasse Coblenz mit vieler Betrübniß, aber ich muß wohl auf eine Zeitlang fortgehen, und sollte ich wiederkehren, eine ganz einsame Wirthschaft für mich allein anfangen . . .¹ Ich kann nicht denken, daß ich nicht wiederkehren sollte, noch nirgend war mir so gut, hier habe ich meinen Lieblingschlag von Menschen . . . Im Anfang der künftigen Woche reise ich ab, ich bitte Dich herzlich um Deine fortwährende aufrichtige Freundschaft und vor Allem Deine Fürbitte von ganzem Herzen, und wäre es auch nur, weil die gute selige Emmerich einmal gesagt, wir seien innerlich sehr gleich. Ich sage das nicht, Dich zu demüthigen, noch mich zu erheben, es ist hier nur die Rede von Anlagen und Gemüthsrichtungen und Gefahren der Seele, nicht aber von dem was wir verschuldet. Ich habe aber dieses Wort mannigfach wahr gefunden; da ich Deine Papiere durchblättere, den Gang Deiner Empfindungen und Deiner Interessen von Jugend auf vor der Seele entwickelt habe, da sah ich in vielem ganz meinen Spiegel. — Gott stärke Dich und sende Dir seinen heiligen Geist.“

Am 9. August 1829 antwortete Luise Hensel aus St. Leon-

¹ Hofkammerrath Diepenbrock, mit dem er zusammengewohnt, hatte Koblenz am 7. April 1829 verlassen und war mit seiner Tochter Apollonia nach Bocholt zurückgekehrt. Beide kamen aber später wieder für längere Zeit in die ihnen liebgewordene Moselstadt.

hard¹: „Dein letzter Brief aus Coblenz, lieber Clemens, hat mich sehr gerührt, wie alles, was mir zeigt, daß Du meiner noch gedenkst und mir wohl willst. Ich hätte Dir längst geantwortet, wenn nicht die Krankheit zweier Lehrerinnen, deren Arbeiten nun größtentheils auf mich fielen, mich abgehalten hätte. Wie lange ich dieses Treiben noch aushalten werde, weiß ich nicht; gewiß so lange Gott will. Ein Carmeliter- oder Clarissen-Kloster wäre noch immer mein Wunsch; doch um Rudolfs willen muß ich ja in der Welt bleiben, bis ich vielleicht zu alt und schwächlich sein werde, in einem Kloster Aufnahme zu finden.

„Dein lieber Brief mit dem Paquete kam am St. Antonius-tage [13. Juni] und setzte mich in Verwunderung, da ich diese Papiere längst für verbrannt hielt. Ich habe auch schon Deinem Rath zufolge viele derselben vernichtet und werde es vielleicht auch mit den meisten übrigen so machen. Ich danke Dir für die Treue, mit der Du diese Blätter aufbewahrtest, und es hat mich gerührt, so viele Tändeleien und Abgeschmacktheiten meiner Jugend von Dir so lange Jahre gehegt zu sehen. Das meiste dieser Blätter demüthigt und beschämt mich; ist hier und da etwas Gutes darin, so ist das eine Gnade Gottes, dessen Liebe zu mir ich nie habe begreifen können. Deine Furcht, diese Papiere könnten mir noch nachtheilig werden, ist gewiß ungegründet, da sie mich schon längst nicht mehr ansprechen, weil sie keinen verwandten Ton in meinem Herzen mehr finden. Ich

¹ Es fällt auf, daß L. Hensel im Anfang des Jahres 1829 Brentano gegenüber noch das „Sie“ gebraucht, von der zweiten Hälfte desselben Jahres an aber wieder zu dem „Du“ zurückkehrt, das sie um die Zeit des Todes der gemeinsamen Freundin A. K. Emmerich eine Weile gebraucht hatte. Es scheint, daß sie zu Koblenz, wo sich in der Zeit ihres Hospitaldienstes auch Brentano aufhielt, ihrer Stellung wegen im mündlichen Verkehre wieder das „Sie“ aufnahm und dieß in der Ferne beibehielt, bis der wehmüthige Brief Brentano's von Pfingsten 1829 sie rührte und bewog, zum Zeichen der Theilnahme das ihm genehmere „Du“ wieder zu gebrauchen.

wünschte sie vor einigen Jahren nur noch einmal zurück, um bei meiner Generalbeichte, die zugleich nach dem Gebote meines Beichtvaters ein Abriß meines ganzen Lebens sein sollte¹, ein sicheres Urtheil über jene Zeit zu haben. Doch nun genug davon. Verzeihe mir, mein guter Clemens! Es ist mir von Herzen leid, das weiß Gott, vor dem ich Dir längst verzieh, was Du etwa an mir gefehlt. Gott wolle uns ebenso verzeihen, damit wir einst einander in Seinem Lichte wieder begegnen. O, lieber Clemens, wären wir da! —

„Daß Dir der Abschied von Coblenz schwer fiel, begreife ich wohl, und es thut mir weh, daß Du die guten Diez und Settegast verlassen, denen Du werth bist und die Dich verstehn. Mußte es denn sein? Ich hoffe, Du kehrst wieder zu ihnen. Von Apollonia habe ich noch keine Nachrichten, seitdem sie Coblenz verlassen. Pauline Felgenhauer ist in das Ursulinenkloster zu Düsseldorf gegangen . . . Das liebe Trautchen² hat ja nun ausgelitten. Sie war mir werth und wird mirs immer bleiben. Sie ruhe in Gott und Seinem Frieden! . . . Auf Dein Buch über die barmherzigen Schwestern freue ich mich . . . Sobald ich etwas zur Besinnung kommen kann, will ich einige meiner Lieder sammeln, die Du noch nicht kennst; Du mußt aber dann selbst auslesen, was geeignet ist; ich habe gar kein Urtheil über meine Sachen. In den letzten Jahren, seitdem ich so den Pflug der Arbeit ziehe, habe ich wenig oder gar nicht gedichtet; einige Lieder an die Emrik, die der Stern meines Lebens bleiben wird bis zum Ende, ausgenommen. — Lebe wohl, lieber Clemens. Empfiehl mich Deinem lieben Bruder Franz und seiner Familie, sowie dem guten Christian.“

Wenn Luise Hensel die Lieder an die Emmerich das Einzige nennt, was sie in den letzten Jahren gedichtet, so meint sie nur den kurzen Zeitraum, seitdem sie Koblenz verlassen und

¹ Vgl. Tagebuch zum 21. Sept. 1827. S. 341.

² Gertrud Nell, Nichte der Frau Diez.

Brentano zuletzt gesprochen hatte. Denn trotz der mannigfaltigsten Thätigkeit hatte im Verlauf der zwanziger Jahre ihre Muse nicht geruht. Alle ihre Lebensstationen, seit sie Berlin verlassen, von Münster bis Aachen, sind mit Liedern bezeichnet, am meisten Düsseldorf und Sondermühlen, wo ihr ein ganzer Strauß geistlicher Poesien erblühte, von denen einige, wie z. B. „O weine nicht“, mehrere Sulamith-Lieder, zu ihren besten zählen. Selbst in der anstrengenden Krankenpflege zu Koblenz fand sie wenigstens die Stimmung zu persönlichen Liebergrüßen an Mutter und Bruder. Nunmehr aber, zu Aachen, nahm allerdings der „Pflug der Arbeit“ sie vollauf in Anspruch.

Ueber ihr Institut bemerkt sie in demselben Briefe an Brentano: „Unser Haus hat mit Widerwärtigkeiten und Widersachern zu kämpfen, hat manche gute Seite und manchen Fehler. Viele unserer Töchter gedeihen an Leib und Seele. In jetziger Zeit, wo die Eltern ihre Kinder gar nicht mehr erziehen, mögen Pensionate nothwendig sein.“

Das Gedeihen und Aufblühen der Erziehungsanstalt zu St. Leonhard war eine Thatsache, welche sich von Tag zu Tag sichtbarer gestaltete. Der Ruf davon verbreitete sich, und Gräfin Stolberg war glücklich, das Lob der Anstalt aus dem Munde des kirchlichen Oberhirten bestätigt zu hören. „Der Erzbischof von Köln,“ schreibt sie an Luise Hensel, „hat mit so großer Achtung von Ihrem Institut seit der Reform, die durch Sie und durch die Frau Rätthin N[icolay] eingeführt worden ist, gesprochen“ (20. Aug. 1829).

Wiederholt erwähnt Luise Hensel in ihren Briefen, daß viele unter den Kindern ihr Freude machten, sich lieblich entwickeln und manche zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Die meisten haben diese Hoffnungen auch wahr gemacht, und da ihre Namen in den gedruckten Briefen von Luise Hensel mehrfach vorkommen, so dürfen dieselben auch hier genannt

werden. Zu den hervorragendsten unter diesen Schülerinnen gehören: Marie Everken aus Paderborn, nachmals Gattin des genialen und menschenfreundlichen Geh. Medicinalraths Dr. Schmidt in Berlin, welche Luise Hensel selbst „eine ihrer liebsten und anhänglichsten Schülerinnen“ nennt; Pauline von Mallinckrodt, geb. 1817, die hochbegabte Tochter des damaligen Regierungspräsidenten in Aachen, der es später vergönnt war, der alternden Lehrerin ein letztes behagliches Heim zu bereiten; Anna von Lommessen, die in Luise ihre „zweite Mutter“ verehrte; die Schwestern Clara und Netta Fey, sowie die Schwestern Clara und Franziska Schervier, liebenswürdige Aachener Kinder, welche als Externe die Anstalt von St. Leonhard besuchten, aber mit glühender Begeisterung sich an Luise angeschlossen. Ferner Sibylle Merlo aus Köln; Julie Freiin von Heyden, nachmals Freifrau von Kanne, Gemahlin des Freiherrn Clemens August von Kanne auf Bruchhausen, welcher 1853 aus dem Leben schied, „ein Mann nach dem Herzen Gottes“; Alexandrine Masset, nachmals Gattin des trefflichen Regierungsraths Otto in Düsseldorf, der als Landtagsabgeordneter in Berlin im Jahre 1857 gestorben; Antonie Devens, älteste Tochter des Landraths Devens, welche von Luise noch im Jahre 1870 einen Besuch auf der „schönen Knippenburg“ erhält.

Luisens geistiger Einfluß muß nach allen Zeugnissen ein ungewöhnlicher gewesen sein. Sie bildete unter den Schülerinnen den Mittelpunkt der Verehrung. Der geniale Zug in ihr, von welchem Schlüter spricht, übte hier seine Kraft vor Allem in der persönlichen Einwirkung. Schon ihre äußere Erscheinung, die feine Gestalt mit dem lieblich-ernsten Ausdruck des Gesichtes und den „Bergifmeinnicht-Augen“, hatte etwas Gewinnendes; sie trug ein schlichtes Gewand und eine weiße Haube, die ihr etwas von einem klösterlichen Aussehen gab. „Luise sah aus, wie ein prächtig katholisches Heiligenbild aus alter Zeit: schön, voll Geist und Poesie, unaussprechlich an-

ziehend für junge reine Herzen.“¹ Ihr Vortrag war überaus fesselnd und anregend; was sie sagte, hatte „einen besondern Klang“. Dazu besaß sie im höchsten Grade die Gabe der Erzählung, und was stand ihrer Phantasie und Belesenheit nicht alles zu Gebot! Lebendig und begeistert zumal war sie, wenn sie von A. Kath. Emmerich erzählte. Nicht minder beliebt waren die Momente, wenn sie sich als Meisterin im Bilderschnitt zeigte. Und die Bildchen flogen zu Hunderten in die Welt hinaus. Noch im Jahre 1854 erfreut sich Schwester Marie Euphrasia im Kloster vom guten Hirten zu Aachen an der „Rück Erinnerung aus alter Zeit, wo Luise in Mitte ihrer damaligen Kinder so manches niedliche Bildchen ausgeschnitten“. Diese Bildchen hatten immer eine sinnvolle Beziehung. — Auch ihre Erholungsstunden waren meist den Interessen der Jugend gewidmet. Wo es immer anging, nahm sie an den Spielen der Mädchen Theil und verstand es, mit den Kindern Kind zu sein. Dabei diente ihr Spiel wie Ernst, um in den jungen Herzen „goldne Fäden anzuknüpfen“, wie sie einmal sagt.

„Schon länger,“ heißt es in einem Briefe an Brentano², „habe ich einen Gedanken gehabt, den ich Ihnen nur eilend unvollkommen mittheile. Ich möchte nämlich so gern, daß Sie ein Büchlein machten für Jungfrauen, oder vielmehr Jungfräulein. Lachen Sie nicht: ich lasse unsere Kinder jeden Monat einige Lieder lernen, die sie nachher bei der Handarbeit des Abends recht artig singen oder hersagen. Ich finde nun, daß man gar schwer eine Liedersammlung der Art findet, die nichts Verkehrtes oder Schädliches enthält und dabei doch nicht schaal und langweilig wäre. Denken Sie einmal nach, ob Sie unserer und mancher Mädchenschule nicht einen großen Dienst durch ein solches Büchlein thun könnten. Melodien können wir von unserm Gesanglehrer, der vielen Sinn für fromme,

¹ A. Joachim, Caroline Settegast. S. 45.

² St. Leonhard, 18. Jan. 1829.

einfache Weisen hat, dann leicht dazu erhalten. Ich fürchte, Sie werden keine Lust haben, meinen Wunsch zu erfüllen; aber das thut mir leid. Der Sinn für Lieder ist bei jungen Mädchen gewöhnlich so vorherrschend, daß er zum Guten benutzt werden sollte, da Gott ihn gewiß gibt, um etwa auch da ein goldenes Fädchen anzuknüpfen, wo sonst leicht durch Taschenbücher zc. der Teufel seinen schwarzen Faden anknüpft. Sie thun ja gern Gutes; sagen Sie mir doch gelegentlich Ihre Ansicht hierüber. Sollte man dazu wohl einige der schönen Lieder von Schenkendorfs geistlichen Liedern zc. nehmen dürfen, oder wollen Sie gar keine schon früher gedruckte? Mir wäre es sehr, sehr lieb, wenn ein solches Büchlein zu Stand käme; Ihr schönes Lied „O Trost in letzten Stunden!“ und so manches andere, müßten aber auch darin sein.“

Ganz im Sinne Brentano's war, was sie zehn Monate später an denselben berichtet. „Die wenigen Freistunden,“ schreibt sie,¹ „die mir in der Woche bleiben, will ich den Advent hindurch mit einer recht angenehmen Arbeit ausfüllen; ich will nämlich unsern Kindern ein Kripplein machen. Köpfe für Maria und Joseph, für einen Hirten und eine Hirtin, sowie für einen Engel habe ich schon; aber das Christkindlein wird häßlich ausfallen, weil man hier nichts Zierliches in der Art findet. Wärst Du hier, so würde unser Kripplein viel artiger werden. — Eine unserer Lehrerinnen, die bei ihrer Familie in Coblenz und Wiesbaden war, hat mir ein hübsches Ave Maria in Steindruck mitgebracht, das Josephine Brentano gemacht haben soll. Ich glaube Deine Anordnung darin zu erkennen, und habe es um so lieber. Es ziert meinen kleinen Schreibtisch.“

In einem Brief zum Neujahr 1831 antwortet sie auf eine scherzhafte Anspielung Brentano's: „Kameelgedanken habe ich allerdings jetzt, da ein prächtiges Kameel unter meinem Bette auf die Erscheinung der heiligen drei Könige wartet, deren

¹ Am Feste der hl. Cäcilia [22. Nov.] 1829.

glorreichem Zuge es sich anschließen wird. Für jetzt stehn doch nur die bescheidenen Hirten mit ihren Gaben am Kripplein und oben drüber schweben fünf dickbackige Engel, rund umher kriechen Schäflein durch grünes Moos. Unsere Kinder sind aber ganz entzückt über das Kripplein und beten und singen aus allen Kräften. Die Jungfrau Maria sieht allerliebste aus, recht klar und jungfräulich."

Im selben Briefe dankt sie dem Dichter für die auf seine Veranlassung übersetzten Parabeln des P. Bonaventura Gironet, welche er ihr zu Weihnachten zugesandt hatte, mit dem Bemerkten: sie habe diese Parabeln schon zum Theile benutzt für die Schule. „Sie machen mir viel, recht viel Freude“ (Neujahr 1831).

So nach allen Seiten bedacht führte sie den ihr anvertrauten „Hirtenstab“, von dem sie in ihrem „Pilgerlauf“ (März 1832) singt:

„Es war in Mittagsstille,
Wann heiß die Sonne glüht,
Als mir der Liebe Wille
Den Hirtenstab beschied.
Ich that auf duft'ge Matten,
Wo klare Bächlein sprühen,
Wo hohe Palmen schatten,
Mit meinen Lämmlein ziehn.
Und jegliche Beschwerde,
Sie dulb' ich froh und gern
Und führe Seine Heerde
Treu bis zum Abendstern“ . . . ¹

Die Verehrung der Schülerinnen für Luise war eine wahrhaft schwärmerische, so daß sie allmählich die Eifersucht der Frau Nicolay erregte. Nachmittags in der Recreationsstunde wurde im Garten gewandelt und da war es dann die größte Auszeichnung und Freude, Luises Arm zu gewinnen. „Mamsell Hensel, wann bekomme ich Ihren Arm?“ das war die eifer-

¹ Lieder S. 145.

süchtige Frage, welche Tage lang vorher die Schülerinnen beschäftigte. Ihr Zimmerchen galt ihnen wie ein kleines Heiligthum, und manche unter den Zöglingen kannte kein höheres irdisches Glück, als dort zu ihren Füßen zu sitzen und ihr „wie einer Mutter das Herz aufzuschließen“. Noch im spätern Leben dieser Mädchen leuchteten diese Lieblingsplätzchen als sonnige Bilder in der Erinnerung fort. „Wie manchmal denke ich an St. Leonhard,“ schreibt Anna von Lommessen Jahre darnach, „an Ihr Zimmerchen, an die liebe Muttergottes-Statue vor demselben, die meine ersten Eindrücke theilte, vor der ich so viel gebetet habe.“ Und ein andermal: „Könnte ich nochmal wie in St. Leonhard Ihnen gute Nacht wünschen, nachdem ich ein Stündchen vor Ihnen gesessen und geplaudert hätte! O selige Zeit!“

Wo man eines Liedes von Luise Hensel habhaft werden konnte, wurde es abgeschrieben und emsig in eine Sammlung eingetragen. Eine Bemerkung, ein Motto, eine Censur von ihr prägte sich am tiefsten ein. „Jedesmal, wenn ich Deine Schriftzüge erblicke,“ schreibt zwanzig Jahre später Marie Schmidt (Ewerken), „werde ich an die schöne Zeit meiner Jugend erinnert, wo wir Dich alle so unbeschreiblich lieb hatten und jeden beneideten, der unter das Heft eine längere Censur bekam. Wie hat sich seitdem die Welt verändert! z.“ — Und eine Andere schließt: „Ihr altes Krabbellieschen, wie Sie mich in St. Leonhard nannten, die nur Spinnenbeine zu machen versteht, erkennen Sie wol in diesem Briefe . . . ‚Gile mit Weile‘, schrieben Sie mir oft unter die Aufgaben, ‚das ist ein goldenes Sprichwort für Dich.‘ Es hat mich manchmal gehalten und mich warnend gute Früchte getragen, wie so viele, viele Ihrer Worte, meine gute Luise.“

Wie hingen alle diese fröhlichen Mädchen nach der Trennung noch an der geliebten Führerin, von der ein Brief aus der Ferne jedesmal freudige Aufregung verursachte! Am 1. December 1836 schrieben ihr die Schwestern Netta und Clara Fey

nach Berlin, beide voll zärtlichster Anhänglichkeit. Erstere beginnt: „Wenn Sie nur unsere Freude sähen, wenn ein Brief von Berlin da ist; kaum gönnen wir Mama die Zeit, ihn zuerst zu lesen.“ Letztere: „Könnten Sie doch nur mal ein Stündchen bei uns sein, wie würden wir uns da ganz anders unterhalten als in einem vier oder fünf Seiten langen Brief. Sie könnten sich dann wohl hüten, von unsern Umarmungen nicht erdrückt zu werden.“

Und so hat Euphrosine Richard nicht bloß für sich, sondern gewiß aus dem Herzen vieler gesprochen, wenn sie die Zeit in St. Leonhard „die glücklichste und gesegnetste ihres Lebens“ nennt. Man denkt hier unwillkürlich an das Wort des Goldmundes unter den Vätern: höher als den Maler und den Bildhauer halte er denjenigen Künstler, der die Seelen der Jugend zu bilden verstehe¹. Diese Seelenkunst war ihr in außerordentlichem Grade verliehen. Wie sehr erfuhr sie jetzt, daß diejenigen „vielsältig leben“, welche im Leben der Kinder leben!

Von Ekkehard, dem berühmten Lehrer in St. Gallen und Virgil-Erklärer der wißbegierigen Herzogin Hadwig auf Hohenzwil, dessen Beredsamkeit und große Lehrgabe sein jüngerer Ordensgenosse und Namensvetter, der Chronist Ekkehard, ganz besonders rühmt, wird erzählt: er habe auf einer Versammlung in Mainz einmal sechs Bischöfe getroffen, die ihm ihre Bildung verdankten. Wenn Luise Hensel im spätern Leben Umschau hielt, konnte sie auf eine ungefähr gleiche Anzahl ausgezeichnete Oberinnen von Klöstern und Stifterinnen neuer Ordensgenossenschaften hinweisen, welche von St. Leonhard ausgegangen und ihr Bildung und Richtung verdankten. Anna von Lommessen trat in den Orden von sacré coeur und war längere Zeit Oberin im Kloster zu Warendorf, wo sie Luise Hensel

¹ Chrysostomus: „Omni certe pictore, omni certe statuario ceterisque hujusmodi omnibus excellentiorem hunc duco, qui juvenum animos fingere non ignorat.“

oft besuchte; später kam sie nach Frankreich. Clara Fey gründete die Genossenschaft der Schwestern „vom armen Kinde Jesu“ zu Aachen; Franziska Schervier die der „Franziskanerinnen“, Clara Schervier die „vom guten Hirten“. Lauter Gemeinschaften, welche herrlich gediehen und weithin segenverbreitend wirken. Pauline von Mallinckrodt endlich wurde Stifterin und Generaloberin der Genossenschaft der „Schwestern der christlichen Liebe“ zu Paderborn. Als sie im Jahre 1850 dieses Werk begründete, gab sie ihrer vormaligen Lehrerin und nunmehrigen Freundin alsbald Nachricht davon, weil sie versichert sei, daß Luise den herzlichsten Antheil daran nehme: „Sind Sie es doch, die den Keim alles Glückes in meine Seele niedergelegt haben.“

So ist Luise Hensel Vielen zum Leitstern ihres Lebens geworden. Wahrlich, die Dichterin hat Recht:

„Mehr ist ein Segen, als zehntausend Kronen!“

(Annette v. Droste.)

Das letzte Jahr in Aachen.

Erholungscure auf dem Lande. Rücktritt vom Lehramt.

Frau v. Fisenne. Dr. Alerx.

Mit der Hebung der Anstalt hatten sich auch die Ansprüche gemehrt, die an Luisens Leistungsfähigkeit gemacht wurden. Allmählich aber mußte sie wahrnehmen, daß sie ihrer physischen Kraft zu viel zugemuthet habe. Da die eigentliche Vorsteherin kränklich war, fiel „fast die ganze Last der Arbeit und Verantwortung“ auf ihre Schultern¹, und im Eifer treuer Pflichterfüllung wollte sie lange nicht beachten, daß ihre Gesundheit Schaden leide. Im Beginn der dreißiger Jahre fing sie aber ernstlich an zu kränkeln, und zwar, wie sie nun wol selbst erkannte, „aus Uebermaß an Arbeit“ und Mangel an Er-

¹ Nach einer eigenhändigen Aufzeichnung von L. Hensel.